

Theoriebildung und Theoriepolitik in der Soziologie

Ein Kommentar zu Norman Braun: „Theorie in der Soziologie“¹

Von Michael Schmid

I Norman Brauns Philippika zugunsten einer erklärenden Soziologie

Man ahnt die Verbitterung und Besorgnis, die Norman Braun dazu bewegen haben mögen, vor ein breiteres Fachpublikum zu treten, um sich über den in seinen Augen fatalen Zustand der soziologischen Theoriebildung zu äußern. Wie ich denke, steht hinter der theoriepolitischen Wortmeldung des Autors (neben der sachlich begründeten Ablehnung alternativer Theorieauffassungen und der damit verbundenen Wissenschaftsphilosophien) auch die Befürchtung, dass (zumindest) die Außenwirkung unseres Fachs und damit die langfristige Chance seiner akademisch-universitären Institutionalisierung nachhaltig darunter leiden, dass sich seine Vertreter auf zwei Dinge nicht einigen können: So ist es offenbar nach wie vor unklar, wenn nicht sogar strittig, ob die Soziologie als eine erklärende Wissenschaft auftreten oder doch eher ‚literary criticism‘, sozialkritische ‚cultural studies‘ etc. oder ebenso narrativ wie spekulativ verfasste Zeitdiagnosen vorlegen möchte und/oder, falls sie sich als erklärende Wissenschaft profilieren will, auf welchen Theorienbestand sie zur Lösung der damit verbundenen Sachprobleme zurückgreifen kann. Diese zuletzt angesprochene Frage resultiert nicht vornehmlich daraus, dass verschiedene Theorieentwürfe miteinander konkurrieren, sondern aus der Tatsache, dass der Begriff der ‚Theorie‘ – Brauns Analyse folgend – in weitem Umfang für vage Abstraktionen, rein klassifikatorische Typologien und „schwammige Begrifflichkeiten“ (Braun 2008: 375) steht, nachgerade aber nicht für möglichst exakte, formalisierbare und damit deduktionsgeeignete und erklärungsstaugliche allgemeine (kausale) Annahmen (bzw. Gesetze), die die Frage auf empirisch kontrollierbare Weise zu beantworten helfen, *warum* wir bestimmte soziale Phänomene beobachten können (oder nicht). Eine der Nebenfolgen dieses beklagenswerten Zustands ist zudem, dass es keinen Katalog haltbaren empirischen Wissens gibt, an dessen unstrittiger Relevanz alle Fachvertreter festhalten können, und dass einem interessierten Laienauditorium nicht zu vermitteln ist, welche Theorie(n) dabei eine Rolle spielen sollten. Im Ergebnis heißt dies unter anderem: Die derzeitige soziologisch-empirische Forschung verläuft höchst theoriefern, wohingegen viele der existierenden Theorielehrbücher empirische Forschungen nicht berücksichtigen, sondern sich in der (unverbundenen) Aufzählung überkommener Dogmen und tradiertier Lehrmeinungen mittlerweile verstorbener Denker und Schulgründer erschöpfen.

Um ihrem Schicksal vorzubeugen, sich intellektuell zu zersplittern, am Ende belanglos zu werden und jeden Einfluss auf die gesellschaftlichen Gestaltungsaufgaben zu verlieren, verschreibt Norman Braun seiner Disziplin eine ebenso eindeutige wie starke Rezeptur: Zur „Rehabilitierung“ (vgl. Braun 2008: 392) ihrer (in seinen Augen völlig haltlosen und verfahrenen) Theoriebildung muss sich die Soziologie dem Ideal einer kausalerklärenden Wissenschaft annähern, und sich zu diesem Zweck den dafür zuträglichen wissenschaftslogischen Anforderungen, wie sie in den Natur- bzw. in einer Reihe von Nachbarwissenschaften (bereits) Gültigkeit besitzen, anschließen und (gefälligst!) fügen. Dazu benötigt die Soziologie eine nicht-konstruktivistische und d.h. realistische Metaphysik, die die Möglichkeit vorbehaltlos unterschreibt, (empirisch) wahrheitsfähige Aussagen zu formulieren, und zudem eine Erklärungslogik, die die Existenz „kausaler Beziehungen“ (Braun 2008: 373) bzw. von „Regelmäßigkeiten“ (Braun 2008: 384) und die Kenntnis von Verallgemeinerungen voraussetzt,

1 Vgl. Braun 2008.

mit deren Hilfe (auch vorhersagetaugliche und empirisch-statistisch prüfbare) Erklärungsargumente zu bilden sind. Norman Braun ist sich nicht ganz einig, ob er diese Erklärungslogik als Hempelsches DN-Modell, als Poppersche Situationslogik, als variablensoziologische Kausalanalyse oder als eine mikrofundierende Logik mechanistischer Erklärung deuten soll und sagt auch nichts darüber, ob diese (durchaus unterschiedlich gelagerten) Zugriffe sich unterstützen oder einander im Wege stehen, die Zielrichtung seines Verbesserungsvorschlags aber ist eindeutig: Die Soziologie muss sich auch dann für eine erklärende Theorie- und Forschungspraxis engagieren, wenn die dabei unterlegten Gesetze unvermeidlicherweise abstrakt und unvollständig, *ceteris paribus*-klausuliert und anwendungsrestriktiv (und folglich vereinfacht) formuliert sind. Dabei verteidigt der Autor nachdrücklich und offensiv die Vorbildlichkeit einer axiomatischen (und entsprechend mathematisierten) Formulierung theoretischer Aussagensysteme und zudem eine Bestätigungs- und Testmethodologie, die in erster Linie, wenn nicht ausschließlich auf quantitativ orientierte Prüfungs- bzw. Darstellungsverfahren setzt. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, lassen sich seiner Meinung nach (auch in der Soziologie) heuristisch fruchtbare Forschungsprogramme etablieren, die in eine empirisch kontrollierte Konkurrenz zueinander treten und damit „Erkenntnisfortschritte“ (vgl. Braun 2008: 391 f) garantieren können. Die wesentliche Folgerung dieses Plädoyers liegt auf der Hand: *Nur* auf dem beschriebenen Weg einer wissenschaftstheoretisch angeleiteten Neuorientierung der Theoriebildung lässt sich der unbefriedigende Zustand der „multiplen Paradigmatase“ – wie Luhmann (1981: 50) gesagt hatte –, mit je eigenständigen und d.h. untereinander unverbundenen Forschungen auf Dauer vermeiden und eine wissensakkumulative Theoriendynamik etablieren.

II Ein Kommentar in zwei Schritten

Meinen Kommentar möchte ich zweiteilen. In einem ersten Schritt will ich in gebotener Kürze zu der von Norman Braun entwickelten Theorie- und Forschungsprogrammatische Stellung nehmen und in einem zweiten einigen Überlegungen nachgehen, wie man deren Durchsetzungs- und Erfolgchance erhöhen könnte.

1 Das Programm der erklärenden Soziologie

Zunächst komme ich nicht umhin, meine *grundsätzliche* Zustimmung zu der Braunschen Situationsanalyse wie zu seiner Skizze einer möglichen Abhilfe zur Prämisse und Leitlinie meiner weiteren Überlegungen zu machen. Auch mir schwebt vor, dass die Soziologie dem Ideal einer theoriegeleiteten empirischen Forschung folgen sollte, die zumindest nicht aus Prinzip auf (prüfungsfähige) Prognosen verzichtet und sich deshalb für unfähig erklären muss, gesellschaftsreformerische Vorschläge zu unterbreiten (und zu bewerten). Zu diesem Zweck sind in der Tat (möglichst) exakt formulierte, gehaltsreiche, entsprechend vorhersagekräftige Theorien zu konsultieren (vielleicht auch erst zu entwickeln), die – wo dies logisch möglich und praktisch erwünscht ist – in ein Verhältnis wechselseitiger Kritik treten können, weshalb ich mich immer wieder für die Verfertigung logisch kontrollierter Theorienvergleiche und für eine (wissenschaftslogisch verteidigungsfähige) Methodologie der Theoriekorrektur und damit für einen „Methodologischen Revisionismus“ einsetze, wie ihn Hans Albert (2000) genannt hat. Solche Theorievergleiche sind nur sinnvoll, wenn man voraussetzen kann, dass die unterschiedlichen soziologischen Theorien einen gemeinsamen Gegenstandsbereich besitzen und logisch vereinbare und d.h. miteinander (auch empirisch) konfrontierbare Behauptungen abzuleiten erlauben. Im Gegensatz zur Mehrzahl der an Theorie interessierten Kolleginnen und Kollegen, welche die Möglichkeit und Sinnhaftigkeit von korrigierenden Vergleichen verneinen, halte ich es deshalb weder für zwingend, dass die Soziologie in verfeindete bzw. sich ignorierende Lager zerfallen müsste, noch für erwünscht, weil sich auf diese Weise die wechselseitige Erkenntniskritik, aufgrund derer wir die Reichweite von Er-

klärungsangeboten abzuschätzen lernen, nicht organisieren lässt. Auch fällt mir zu Norman Brauns Vorschlag, man solle ein soziologisches Erklärungsprogramm auflegen, dessen handlungstheoretischer Kern aus einer kritikoffenen Theorie der (rationalen) Wahl, in jedem Fall aber aus einer erweiterungsfähigen Lern- und Entscheidungstheorie bestehen sollte, die in den verschiedensten „Handlungszusammenhängen“ (Braun 2008: 382) konkretisiert werden muss, um deren Funktionsweise und Folgewirkungen zu erklären, kein Einwand ein.

Eine einheitliche Theoriebildung scheint uns beiden demnach nicht nur theoriepolitisch, sondern rein sachlich geboten und insoweit erstrebenswert zu sein – nur bin ich unsicher, ob Norman Braun zur Verteidigung seines Vorgehensvorschlags nicht einige Argumente bemüht, die man sich näher ansehen sollte. Zunächst scheint es mir einem empiristischen Vorurteil geschuldet anzunehmen, dass die handlungstheoretischen Gesetzmäßigkeiten als „empirisch fundierte Regelmäßigkeiten“ zu begreifen seien. Ich bin mir im Klaren darüber, dass der von Braun ins Auge gefasste „handlungstheoretische Kern“ (Braun 2008: 385) die „robusten Befunde“ (Braun 2008: 384) bereit stellen soll, vermittels derer Erklärungen in variablen situativen Umständen möglich werden. Ich frage mich aber, ob in diesem Zusammenhang „Generalisierungen“ eine Rolle spielen können. Mein Gegenargument ist zum einen, dass es – was Norman Braun selbstverständlich weiß – keine gültigen Induktionsverfahren gibt, die Hypothesen als ‚Verallgemeinerungen‘ zu kennzeichnen erlauben. Mir scheint damit aber auch die auf Hempel und Nagel zurückreichende Auffassung, man solle Gesetzesaussagen, ihrer implikativen logischen Form wegen, als ‚verallgemeinerte‘ oder ‚universale‘) Darstellungen von repetitiv beobachtbaren Ursachen-Wirkungszusammenhängen verstehen, nicht länger naheliegend zu sein. Gesetze geben vielmehr – wie dies Nancy Cartwright entwickelt hat – die „capacities“ von (mit Potenzialen versehenen) Systemen (im handlungstheoretischen Anwendungsfall: von Akteuren) an, die sich angesichts bestimmbarer Umstände (oder Randbedingungen) empirisch prüfbar „manifestieren“ (können) (vgl. Cartwright 1999).

Welches diese „capacities“ sind, hat (in der Tat) eine Handlungstheorie zu klären; allerdings impliziert eine solche Theorie keine Folgerungen darüber, was passiert, wenn mehrere Akteure ihr Handeln – wie Renate Mayntz oder Peter Hedström bisweilen sagen – ‚verknüpfen‘ (Mayntz 2004; Hedström 2005). Ich habe den stillen Verdacht, dass Norman Braun übersieht, dass eine ganze Reihe von „Ansätzen“, die er als untheoretisch disqualifiziert, Antworten auf die Frage zu geben suchen, welches diese Verknüpfungen sind und wie sie sich auf das Handeln der interdependenten Akteure auswirken. So hat er natürlich Recht, dass Zeitdiagnosen „keine Theorie(n) darstellen“ (Braun 2008: 384), wohl aber Beschreibungen von aktuellen „Randbedingungen“ enthalten (können), deren Effekte wir – wie weiland Friedrichs / Lepsius / Mayer (1998: 27) vermutet hatten – durchaus auch dazu verwenden können, „die den Diagnosen und Prognosen zugrunde liegenden Theorien zu verbessern“.

Damit ist auch angedeutet, *welche logische Form* ein soziologisch (oder, wie auch Braun verallgemeinernd fordert: ein sozialwissenschaftlich) verwertbarer Erklärungsversuch haben muss. Ich bin wie er der Meinung, dass alle sozialwissenschaftlichen Erklärungen als ein mehrstufiges, mikrofundierendes Argument angelegt sein müssen, mit dessen Hilfe wir zeigen können, *wie* (d.h. auf welchem prozesshaften Weg) sich die „Interaktionsregimes“ (Hedström 2005: 86) und deren aggregierbare Kollektivfolgen aus den aufeinander bezogenen und d.h. interdependent organisierten Handlungen einzelner Akteure ergeben und wie diese Folgen auf deren Intentionen und Kapazitäten zurückwirken. Dabei ist aber wichtig zu sehen, dass auf jeder Stufe *zusätzliche Annahmen* benötigt werden, die man aus den „unteren Stufen“ nicht logisch ableiten kann: Situationsannahmen folgen nicht aus handlungstheoretischen Gesetzen, Aussagen über die Funktionsweise eines Interaktionssystems folgen nicht

aus Situationsbeschreibungen, die Effekte von Interaktionsmechanismen folgen nicht logisch aus ihren Funktionsbedingungen etc.

Diese Überlegung führt zu einem Einwand gegen genau jene Form der kausalanalytischen Forschungen, die Normen Braun offenbar sehr am Herzen liegen. Was mich verblüfft, kann ich an Brauns eigenem Beispiel darüber demonstrieren, was er als eine vorbildliche Kausaltheorie einzustufen bereit ist. Auf Seite 387 f seines Beitrags entwickelt er eine „Theorie“ darüber, die einen Zusammenhang zwischen (statistisch erhobenen) Makrovariablen einer bestimmter Gewaltrate behauptet, wobei der „kausale Mechanismus der Theorie“ (Braun 2008: 388) darin besteht, dass Wohlstand zu einer geringen Gebärquote und zugleich zu einer Steigerung der Bildungsinvestitionen pro Kind führt und gleichaltrige Personen eine erhöhte Binneninteraktion haben. Daraus folgt, dass die Zahl der Männer in Wohlstandsgesellschaften abnimmt, sich das Bildungsniveau aller Kinder erhöht und die Gewaltrate sinkt. Ich will nicht die Folgerungstreue dieses Erklärungsarguments untersuchen, sondern seinen Status als „Kausalerklärung“ in Frage stellen, denn ich halte mit Daniel Little nachdrücklich dafür, dass wir diese auf John Stuart Mill zurückgehende Kausalanalytik (vgl. Little 1991, S. 13ff) auch dann verlassen sollten, wenn unsere (zumal statistischen und faktoranalytischen) Forschungstechniken sehr gut auf sie abgestimmt sein sollten. Der Grund ist der folgende: Wie Braun selbst betont, erfolgt seine Auswahl der jeweiligen Kausalfaktoren völlig *theorieunabhängig*, wenn nicht *theorielos*. Das zeigt sich alleine daran, dass der Autor zur Plausibilisierung seines Beispiels auf die Hilfe der *einzig* Theorie, über die wir in der Soziologie verfügen, nämlich die Theorie intentionalen (rationalen oder durch Gründe bestimmten) Handelns zur Konstruktion seines Modellfalls gar nicht bemühen möchte (vgl. Braun 2008: 387). Damit entsteht der Eindruck, als schlugen die Handlungsumstände einer als homogen modellierten Population von Akteuren unmittelbar auf deren Intentionen und Handlungsmöglichkeiten durch. Eine solche Argumentationsweise ist zwar seit Marx und Durkheim strukturalistischer Usus der soziologischen Erklärungspraxis, man kann aber nicht dergestalt vorgehen, wenn man zu erkennen beabsichtigt, welchen (das Handeln energetisierenden bzw. situativen und insoweit handlungsrestringierenden) Faktoren man welche ‚Kausalrelevanz‘ zu messen möchte. D.h. man muss zumindest zeigen können, wie und dass sich strukturelle Umstände auf die Erwartungen und Bewertungen der Akteure auswirken und wie sie *infolgedessen* die Erfolgchancen ihres Handelns abschätzen, weil davon – wie die Handlungstheorie sagt – abhängt, was sie tun werden. Im Gegensatz zur Braunschen Bestimmung dessen, was darunter zu verstehen sei, gilt dies mit Nachdruck (auch und gerade) für die Beschreibung von „Mechanismen“. Dass entsprechende Einzelthesen darüber, welches der Mechanismus sei und wie er wirkt, empirisch geprüft werden können (und müssen), bleibt selbstverständlich und richtig, beantwortet aber nicht die Frage, weshalb wir des Glaubens sein sollten, auf diese Weise Kausalitäten identifiziert zu haben statt eine beliebige Reihe theorieunabgesicherter (und entsprechend nichtsagender) Korrelationen (vgl. für diese Bedenken Esser 1996; Mayntz 1997: 15ff; Hedström 2005: 101ff etc.).

Tatsächlich haben wir keine (handlungs-)theorieunabhängige Vorstellung davon, was Kausalität in den Sozialwissenschaften sein kann und wie sie funktioniert. Darunter, das nicht zu sehen, leiden auch die ansonsten höchst verdienstvollen (logischen!) Analysen unserer Kausalitätsvorstellung bei Pearl (2000) und Woodward (2003), wobei letzterer zwar handlungstheoretisch argumentiert, um sein Interventionskriterium der Kausalität plausibel zu machen, damit aber natürlich eine *petitio principii* begeht, wenn es um die Explikation dessen gehen soll, was unter ‚Handlungskausalität‘ zu verstehen ist. Für die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Soziologie im Besonderen heißt dies, dass als Kausalfaktor nur das behauptet werden kann, was das Handeln einzelner Akteure in Gang setzt (oder motiviert) oder kanalisiert, was dazu führen sollte, *zwei unterschiedliche Formen* von kausalen Analysen zu unterscheiden, nämlich Motivationsanalysen und Restriktionsanalysen; und die Handlungs-

theorie hat die Produktionsfunktion anzugeben, die klärt, *warum* und *wie* sich die Organisation des individuellen Handelns vollzieht. Gültige (oder zumindest testbare) kausale Erklärungen liegen demnach nur dann vor, wenn man die handlungstheoretischen Prämissen kennt und zeigt, wie sich die Eigenart der Interdependenzverhältnisse und deren Folgen aus ihnen faktisch ergeben. Alle sozialwissenschaftlichen Erklärungen sind demnach mikrofundierende Erklärungen. Um meine Kritik dogmatisch zu beenden: Es gibt keine Makrokausalitäten, die sich mit Hilfe von Zusammenhängen zwischen (makroskopischen) Verteilungseffekten beschreiben ließen, wie Coleman, Esser, Lindenberg und andere von Braun zitierten Autoren mehr als deutlich machen, weshalb der Methodologische Individualismus auch kein Fiasco ist, den man – entgegen dem Eindruck, den Norman Braun beiläufig vermittelt (Braun 2008: 387) – nach Belieben besteigen und wieder verlassen kann (um unseren Säulenheiligen Max Weber zu paraphrasieren). Ich halte diese Position auch angesichts der Tatsache für verständlich und verteidigungswürdig, dass es (natürlich, wie sollte das anders sein) Gegenstimmen gibt, wie die derzeit stattfindenden Diskussion über das Mikro-Makro- und das Emergenzproblem (erneut) zeigt, die von einigen an solchen Fragen interessierten Kolleginnen und Kollegen initiiert wurde (vgl. Greve et al. 2009).

Ich würde deshalb die Braunsche Analyse unserer Malaise gerne durch den Hinweis ergänzen, dass die miserable Außendarstellung der soziologischen Forschung auch darauf zurückzuführen ist, dass unsere Erklärungsmodelle in einer theoretisch ganz unkontrollierten Weise Kausalfaktoren nennen, deren Alternativen in jedem Fall sofort auf der Hand liegen. Von Arthur Stinchcombe wird erzählt, er habe einmal süffisant bemerkt, jeden Studenten aus seinem Seminar zu werfen, der länger als zwei Minuten bräuchte, um sich eine Kausalerklärung für einen beliebigen sozialen Sachverhalt auszudenken; jedenfalls kann es keine ernsthaften Hindernisse aufwerfen, beliebige Strukturfaktoren (auch mit Hilfe höchst exakt formulierter Regressionsgleichungen) zu kombinieren, wenn man darauf verzichten darf anzugeben, welche der verwendeten Faktoren handlungsgenerierende oder -restringierende (und *in-soweit* kausale) Bedeutung haben sollten und weshalb (vgl. Stinchcombe 1968: 129, Stinchcombe 1993: 28). Oder erinnern wir uns der ebenso furiosen wie unabschließbaren Diskussion zwischen Max Weber und seinen Kritikern, die sich in Stinchcombes Seminar hätten jederzeit halten können, weil sie keinerlei Schwierigkeiten sahen, Webers Erklärung der Genese des Kapitalismus aus dem Geist des Protestantismus zu ergänzen, zu falsifizieren und mit Alternativen zu versehen (vgl. Weber 1978). Und wenn man Sombarts Erklärungen desselben Phänomens nachliest, kann man den Eindruck völliger Beliebigkeit auch dann nur schwer vermeiden (vgl. vom Brocke 1987), wenn man in Rechnung stellt, dass dieser Denker seine Kausalfaktoren nicht etwa deshalb auswechselte, weil er seine entsprechenden Vorgängerthesen ‚empirisch‘ geprüft und verworfen hätte, sondern weil ihm im Verlauf weiteren Nachdenkens ‚noch etwas‘ eingefallen ist. Es fällt einem beim Konstruieren von strukturellen Kausalmodellen immer etwas Zusätzliches ein – aber das ist das Problem, nicht etwa ein Zeichen einer erhöhten heuristischen Fruchtbarkeit entsprechender Modellierungen.

Um diesen ersten Teil meines Kommentars abzuschließen: Ich denke, dass Norman Braun Recht hat, wenn er der soziologischen Erklärungspraxis mehr wissenschaftslogische Disziplin abverlangt, und es ist folgerichtig, wenn er zu diesem Zweck empfiehlt, sie möge ihre Theoriebildung an entsprechenden Kriterien orientieren. Nur ist es leider so, dass darüber, *wie eine angemessene Erklärungslogik auszusehen hat*, auch unter Wissenschaftstheoretikern offensichtlich keine wirkliche Einigkeit besteht. Das zeigt im Übrigen auch der Problemüberblick zur Geschichte der Hempelschen Erklärungsauffassung von Wesley Salmon, den Braun zitiert und in dem Salmon selbst über seine Irrwege berichtet, denen er (und seine Anhänger) folgen musste, um von der Hempelschen Erklärungslogik im Allgemeinen und der Logik sogenannter ‚statistischer Erklärungen‘ im Besonderen Abstand zu gewinnen (vgl. Salmon 1987). Man sollte das in Rechnung stellen, wenn man verstehen will, weshalb

sich Sozialwissenschaftler nicht notwendig davon überzeugen lassen, dass die Wissenschaftstheorie tatsächlich verbindliche Leitlinien der Theorieforschung gefunden und kanonisiert habe. Jeder Blick in ein beliebiges wissenschaftstheoretisches Lehrbuch, die in der letzten Zeit gehäuft erscheinen, zeigt, dass – auch wenn das Theo Kuipers, Norman Braun und ich selbst das anders sehen wollen – der Popper-Hempel-Lakatosche Konsens schwankt. Man muss sich darauf gefasst machen – und auch meine eigenen Überlegungen zur „Logik mechanistischer Erklärungen“ (Schmid 2006) sind von dieser Intention getragen – dass man die Erklärungslogik selbst verändern, wenn auch nicht, wie viele Soziologen gerne hoffen, abschaffen muss, wenn es darum gehen soll, die Theoriebildung der Soziologie auf ein strapazierfähiges Fundament zu stellen. Darüber, dass zu diesem Zweck konstruktivistische (und wie ich mit Blick auf das aktuelle Geschehen in der Wissenschaftslogik ergänzen würde: auch neo-induktivistische und vor allem pragmatische) Auffassungen untauglich sind, bin ich mit Norman Braun (natürlich) jederzeit einig; eine empirizistische Deutung von Theorien, wie sie etwa Bas van Fraassen oder auch Nancy Cartwright favorisieren, halte ich für ebenso kritikwürdig wie jedes nicht-realistische Theorieverständnis (vgl. Kukla 2000 und Manicas 2006); sie führen die soziologische Theorieentwicklung auf Abwege, die man nicht schön reden kann – nur muss man in Erinnerung halten, dass nicht alle Wissenschaftstheoretiker das so sehen. Vielleicht kann man Brauns Petitum als eine Aufforderung dafür verstehen, dass sich die Soziologie ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlagen (wieder einmal) versichern sollte; anzunehmen, dass die Fronten geklärt und die Meriten verteilt seien, dürfte sachlich nicht richtig sein. (Aus demselben Grund sollte man auch nicht so tun, als sei die Frage völlig ausdiskutiert, welchen der marktgängigen Prüfverfahren der Zuschlag zu geben sei. Jedenfalls scheint mir eine abgewogene Beurteilung der Leistungskraft sozialwissenschaftlicher Erklärungen nicht logisch zwingend davon abzuhängen, dass man sie mit der ausschließlichen Hilfe statistisch-quantitativer Methoden bearbeitet hat).

2 Interparadigmatische Verständigung?

Aber weiter zur zweiten Frage: Können wir uns vorstellen, wie wir die desolante Lage der soziologischen Theoriebildung merklich verbessern könnten? Ich formuliere diese Frage vor dem Hintergrund meiner Überzeugung, dass die Adressaten des Braun'schen Traktats seinen Vorschlag, alles werde sich zum Besseren wenden, wenn die „Theoriebildung im Fach sich an erfolgreicheren Vorbildern orientiert“ (Braun 2008: 392), nicht ohne Weiteres akzeptieren werden. Die Gründe dafür liegen auf der (handlungstheoretischen) Hand. Wer viel Zeit und Anstrengung in die Erkundung oder Fortschreibung von Forschungsprogrammen investiert hat, in deren Mittelpunkt – aus beliebigen, und in der Regel durchaus bedenkenswerten Gründen – verallgemeinerungsfähige DN-Erklärungen *nachgerade nicht* stehen (man denke an Luhmanns Strukturphänomenologie, Webers Erforschung „kulturbedeutsamer Einzelercheinungen“ oder die Interaktions- bzw. Konversationsanalyse, die alle zusammen eher teils beschreibend, teils rekonstruktiv verfahren als erklärend, oder man denke an die zahllosen Zeitdiagnosen, die beschreiben wollen, „in welcher Gesellschaft wir leben“, aber nicht, wie wir deren Eigenheiten erklären können, oder aber an vorwiegend deskriptive Milieustudien oder am Ende an Gesellschaftsanalysen, die in erster Linie in Erfahrung bringen wollen, wie man die Risikobehaftetheit, wenn nicht die Desaströsität der gesellschaftlichen Entwicklung identifizieren kann usf.), wird ein an Hempel, Popper und Lakatos / Kuhn geschultes Wissenschaftsverständnis nicht zwangsweise übernehmen wollen. Noch schwieriger wird es sein, jene von der Notwendigkeit einer nomologisch erklärenden Soziologie zu überzeugen, die fest davon überzeugt sind, dass die Sozialwissenschaften den (idiographischen und d.h. ebenso ‚beschreibenden‘ wie ‚deutend verstehenden‘) Geisteswissenschaften gleichen und *nicht* den (nomothetischen) Naturwissenschaften, was ja nicht als völlig verwegen von der Hand zu weisen ist, wenn man sich *ausschließlich* mit ‚cultural studies‘ beschäftigt,

Beschreibungen der historisch kontingenten Veränderung von Persönlichkeitstypen und Mentalitäten vertiefen möchte oder darauf aus ist, die Sinndeutungen und Überzeugungssysteme historisch wichtiger ‚Trägergruppen‘ zu ‚rekonstruieren‘ (vgl. im Überblick Reckwitz 2000; Moebius 2009). Und geradezu sinnlos wird jeder Versuch sein, jene zu einer erklärenden Wissenschaftsauffassung zu bekehren, denen es in erster Linie nicht um Erklärungen beliebiger Verhältnisse, sondern um deren Kritik und Verurteilung geht (vgl. Denzin 1992). Die Verteidiger einer solchen Analyseform werden sich den Mund auch dann nicht verbieten lassen, wenn sich in der Außenbetrachtung entsprechender Bemühungen um eine „critical social theory“ (vgl. Calhoun 1995) natürlich die Frage stellt, wie man die Veränderung eines Gesellschaftssystems kontrolliert vorantreiben möchte, wenn man nicht weiß, wie ihr Funktionieren erklärt werden kann, und inwieweit dem Projekt der „Gesellschaftskritik“ damit gedient ist, wenn es sich auf die „historische Rekonstruktion“ und Integration der Begrifflichkeiten beschränkt, mit deren Hilfe „Großtheoretiker“ die geistigen Strömungen ihrer Zeit zu verstehen suchen. Auf der anderen Seite wird man den sachlichen Gehalt solcher Bemühungen auch dann nicht rund heraus leugnen können, wenn man infolgedessen zu akzeptieren hat, dass Kritische Theoretiker Tatsachenfeststellungen nicht alleine der Empirischen Sozialforschung und amtlichen Statistiken überlassen wollen.

Was aber ist angesichts der erwartbaren Verweigerung, sich einer Reform der wissenschaftslogischen Theorie- und Erklärungsgrundlagen anzuschließen und die „Spezifikation von Erklärungsproblemen“ (Braun 2008: 375) ernst zu nehmen, zu tun? Solange indoktrinäre Schulungen unmöglich und ‚Zwangsmaßnahmen‘ verboten sind und offensive Forderungen, Beschimpfungen und missionarische Proselytenmacherei Reaktanzen erwarten lassen, kann sich ein gemeinsam begehbarer Weg zur Steigerung der theoretischen Leistungskraft der Soziologie allenfalls dann eröffnen, wenn die Vertreter divergierender Theorieauffassungen sich darüber zu *verständigen* beginnen, in welchem Verhältnis ihre jeweiligen Überlegungen stehen und wie man die augenscheinlich ganz heterogenen Beiträge nebst der im Hintergrund stehenden philosophischen (oder metawissenschaftlichen) Überzeugungen miteinander verknüpfen und verträglich gestalten kann. Ich sehe dazu verschiedene Wege: Ganz vordergründig kann es keine wirklichen Schwierigkeiten aufwerfen, wenn sich die erklärende Soziologie anhand phänomenologischer Beschreibungen von Handlungsbeziehungen, spezifischer Milieuschilderungen und zeitdiagnostischer Analysen oder (auch) von Umfrageforschungen die Themen vorgeben lässt, um deren Erklärung es gehen kann. So hat etwa Uwe Schimank vorgeschlagen, die Systemtheorie damit zu beauftragen, gesellschaftlich wirksame Strukturkonstellationen oder Prozessdynamiken zu identifizieren, die aus Handlungstheorien gleich welcher Herkunft und Couleur nicht ableitbar sind, die aber ihrerseits akteurtheoretisch und d.h. mikrofundierend erklärt werden müssten (vgl. Schimank 2005). Ebenso kann man die im Kontext der üblichen makrostrukturellen Analysen anfallenden Strukturbeschreibungen und Verteilungsbefunde dazu benutzen, den Einfluss der Situationsparameter abzuschätzen, mit denen es intentionale Akteure zu tun bekommen, wenn sie (angesichts feststehender, handlungstheoretisch entschlüsselter Interaktionsprobleme) erfolgsorientiert agieren wollen (vgl. McAdam et al. 2008), oder Historiker können solche Strukturen rückblickend erforschen, um die situationslogischen Probleme und Opportunitäten, vor denen die Menschen in ‚alter Zeit‘ gestanden hatten, und deren Deutungsversuche zu klären (vgl. z.B. Kiser 1987). Generalisiert gesprochen kann es (in meinen Augen) nicht schaden, wenn sich an Erklärungen interessierte Soziologen zur Bestimmung erklärungswürdiger Zustände und zur Ausleuchtung der dafür benötigten Anwendungs- und Randbedingungen von jenen informieren und aufklären lassen, die das betreffende Milieu kennen; wie wenig es (umgekehrt) verboten sein kann, sich um die Erhebung von situativen Umständen, Handlungsgepflogenheiten oder Deutungsmustern zu kümmern, an deren genaueren Erklärung kontingenterweise gerade niemand interessiert ist, die aber werbewirksam und aufmerksamkeitsheischend in den Medien platziert werden können – wie Dirk Kaesler gerne fordert – oder die der Erwe-

ckung und Formatierung politischer Überzeugungen auch dann dienen, wenn über deren wissenschaftliche Erklärung Uneinigkeit besteht. An derartigen Werbemaßnahmen und am Erfolg eines entsprechenden Aufmerksamkeitsmanagements sollten auch erklärende SoziologInnen interessiert sein – und sei es nur, um jene nicht zu verschrecken, die trotz der Leugnung der Reichweite soziologischer Erkenntnisbemühungen immer noch glauben, dass unser Fach eine förderungswürdige Veranstaltung sei. Aus jeder Sicht bedenklich sind allenfalls empirische Untersuchungen, die sich (auch auf höchst fachtechnisch abgesicherte und an den neuesten methodischen Errungenschaften orientierte Weise) um (zumeist politisch oder moralisch auffällige) Zusammenhänge bemühen, deren Theorierelevanz sich auch nach genauem Studium nicht erschließt. Natürlich kann man nicht ausschließen, dass sich Dritte für solche Ergebnisse interessieren, aber es wäre für die Neuorganisation der Theorieanstrengungen der Soziologie sicher misslich, wenn sich herumspricht, dass die am eifrigsten rezipierten empirischen Beschreibungen unserer Gesellschaften auch ohne Theorieanleitung zustande kommen.

Aber es leuchtet noch eine ganz andere Art der Zusammenarbeit ein. Es kann doch nicht falsch sein, wenn aus thematisch ganz verschiedenen interessierten Theorielagern bekannt gemacht wird, dass bestimmte Aspekte des Handelns in mikrofundierende Erklärungen einzu beziehen seien, etwa weil allzu restriktiv verfahrenende Handlungstheorien bestimmte Phänomene nicht in den Blick rücken können (oder wollen). Braun hat die Zulässigkeit solcher Anfragen offenbar durchaus im Auge, wenn er zugesteht, dass man Optimierungstheorien des Handelns nicht auf (im engeren Wortsinn) „ökonomische“ Fragestellungen festschreiben muss (vgl. Braun 2008: 382); tatsächlich kann es jederzeit sinnvoll sein, sich auch dann um die emotionale, ästhetische, rituell-performative, regelbeachtende oder expressive Dimension des zwischenmenschlichen Handelns zu kümmern, wenn jene, die das vorschlagen, keine erklärenden Theorien zu kennen meinen bzw. die ihnen bekannten Versionen für erweiterungsbedürftig halten (oder gar aus vielleicht fehlgeleiteten Gründen gänzlich ablehnen) (vgl. Vanberg 1992; Schuessler 2000; Giesen 2006; Collins 2004 usw.). Um die in diesem Zusammenhang im Umlauf befindlichen Fehleinschätzungen der Sachlage zu beheben, müssen sich die Befürworter einer Theorie der (rationalen) Wahl vor allem mit jenen Theorieentwürfen ins Einvernehmen setzen, die davon ausgehen, dass zahlreiche handlungsleitende Faktoren nachgerade *nicht* auf (rationale) Entscheidungen ‚reduziert‘ werden können (vgl. etwa Alexander 1988; Schimank 2005 a), oder die davon ausgehen, dass die RC-Theorie ihrer unübersehbaren Mängel wegen durch eine Alternative ersetzt werden muss, die zu erklären erlaubt, weshalb Rationalannahmen nur approximativ wahr sind (vgl. Collins 2004; Hedström 2005; Elster 2007 u.a.). In ein austauschorientiertes Gespräch wird man mit Vertretern solcher andersgearteten Handlungstheorien natürlich dann nicht eintreten können, wenn man nichts gegen den Eindruck unternimmt, die erklärende Soziologie sei jederzeit in der Lage, alle neu auftauchenden Gesichtspunkte nach dem Prinzip „ich bin all hier“ aufzusaugen (oder zu ‚verwusten‘) und in den Augen jener, die für die Beachtung ‚neuer‘ Faktoren plädieren, entsprechend zu trivialisieren. Das wäre nicht nur unhöflich, sondern im Zweifelsfall auch eine Fehleinschätzung der Leistungskraft (im Normalbetrieb ansonsten höchst) beliebter und auch bewährter Akteurtheorien.

Stattdessen wäre es angebracht, die vorliegenden Handlungstheorien gezielt zu erweitern, was allerdings die Anerkennung der Tatsache erfordert, dass deren Integration nicht damit erledigt werden kann, die unterschiedlichen Begriffssysteme oder Semantiken ineinander zu ‚übersetzen‘. Vielmehr müssten jene, die glauben, dass die Erklärung des menschlichen Handelns eine komplexere Anlage erfordert, zeigen und (in letzter Instanz empirisch) nachweisen, in welcher Weise und in welcher Richtung sich die Selektions- bzw. Produktionsfunktionen der (bisherigen und von ihnen kritisierten) Handlungstheorie korrigieren und entsprechend umbauen lassen, um die Erklärungskraft ‚neuer‘ Faktoren angemessen abschätzen zu

können. Dabei ist es keineswegs so, dass nur die Verteidiger eines nomologischen Erklärungsprogramms dazu neigen, in höchst dogmatischer Weise an den überkommenen und d.h. simplen Ausgangsformulierungen ihrer Theorien festzuhalten und deshalb nur erforschen, was sich mit ihrer Hilfe erforschen lässt (vgl. zu diesem Vorbehalt Mayntz 2009: 19, 31 u.a.). So macht es, etwa um die Ansprüche eines RC-Programms abzuwehren, keinen wirklichen Sinn, alles Handeln als nicht-rationales Routinehandeln zu kennzeichnen, um dann kleinlaut festzuhalten, dass bisweilen (und unter uneinsichtigen Umständen natürlich) auch nicht-routiniert entschieden wird. Man muss auch in diesem Fall *zeigen*, welche wie ausgestatteten Akteure wann was tun und damit, wann sie sie welchen Handlungsmodus verfolgen (vgl. zur Explikation des damit angesprochenen Problems z.B. Esser 2004: 47ff), sonst besteht unsere Handlungstheorie noch in hundert Jahren aus theoretisch isolierten ‚Typen des Handelns‘, ohne dass wir je erfahren, wie die unterschiedlichen „Bestimmungsfaktoren des Handelns“ (vgl. Mayntz 2009: 31) zusammenhängen und sich beeinflussen und wie eine ausbaufähige und heuristisch verwertbare Theorie des Handelns lauten muss. Braun liegt völlig richtig, wenn er der ‚community‘ der theoretisch interessierten SoziologInnen anrät, sich zur Klärung der an dieser Stelle auftauchenden Sachfragen weiträumig zu informieren. Die Gegenrechnung sollte natürlich berücksichtigen, dass komplex angelegte Handlungstheorien weniger leicht zu handhaben sind und ein umfänglicheres Anwendungs- und Prüfungsdesign erfordern (vgl. Lindenberg 1992). Ein auch methodologisch explizierbarer Kompromiss dieses Optimierungsproblems könnte darin bestehen, den Grabenkampf der falschen Abstraktionen aufzugeben, indem jene Forscherinnen und Forscher, die an bestimmten, d.h. *vereinfachten* handlungstheoretischen Zusammenhängen interessiert sind, dazu übergehen, jene Faktoren zumindest (parametrisch) zu ‚kontrollieren‘, die sie aus ihren Modellbetrachtungen auszuschließen wünschen (vgl. Schmid 2009). Eine solche Verfahrensentscheidung könnte die diskussionsförderliche Folge haben, dass man die Bemühungen jener Kolleginnen und Kollegen, die an ‚anderen Faktoren‘ interessiert sind, vernachlässigen darf, ohne à tout prix deren Sinnhaftigkeit zu bestreiten.

Zu guter Letzt könnten gezielte Kontakte zwischen verschiedenen Theorielagern auch klären helfen, dass die jeweiligen Vertreter vielseitiger argumentierter oder vielschichtiger Thesen verfolgen als jene vermuten, die bislang nicht mit ihnen hatten reden wollen. So sind auch Vertreter einer Theorieauffassung, die sie (vorgeblich unter Abwahl jeder üblichen Erklärungsabsicht) als „Tiefenbeschreibung“ qualifizieren, nachweislich dazu in der Lage, höchst rationalistische Erklärungen der Informationsbedingungen auf nordafrikanischen Tauschmärkten zu erstellen (vgl. Geertz 1978). In ähnlicher Richtung arbeitet eine Vielzahl von alltags-, familien-, betriebs- und organisationssoziologischen oder generell: interaktionssoziologischen Studien, die sich um die Anpassungen der Akteure an die Erfordernisse ihrer Handlungssituation kümmern wollen und dabei *selbstverständlich* auch dann davon ausgehen, dass dies auf eine ebenso überlegte wie intentionale Weise geschieht, wenn sie, um die unterstellten Kommunikations- oder Verhandlungsmechanismen modellieren zu können, die Produktionsfunktionen des Handelns inhaltreicher und variabler ansetzen als sich dies die um methodische Strenge bemühte Rational Choice-Theorie erlauben möchte (vgl. für viele Weihrich / Dunkel 2003). Demgegenüber veröffentlichen auch beinharte Rationalisten bisweilen Zeitdiagnosen über gesellschaftliche Veränderungen, die dazu führen, dass Akteure sich gehäuft als Agenten von kollektiv organisierten Korporationen begegnen als dem Idealbild des für sich selbst verantwortlichen Staatsbürgers lieb sein kann (vgl. Coleman 1982), ohne dass man solchen Beschreibungen sachlich misstrauen und vermuten müsste, mit ihnen ließen sich keine Erklärungsansprüche verbinden. Dass es nicht richtig sein kann, dass ein handlungsnomologisch orientiertes Forschungsprogramm zwangsläufig, derweil es das Ideal der theoretischen Sparsamkeit auf keinen Fall verfehlen dürfe, darauf verzichten müsste, den (interpretationsbedürftigen, aber im Prinzip verstehbaren) Einfluss von Kulturfaktoren auf die Ziel- und Erwartungsbildung der Akteure zu bedenken, sollte sich mittlerweile herumge-

sprochen haben (ich brauche die vielen Arbeiten von Hartmut Esser nicht erneut zu zitieren; vgl. zum Erklärungsanspruch der ‚Kulturtheorie‘, der mit dem Standardmodell sozialwissenschaftlichen Erklärens durchaus kompatibel ist, auch Reckwitz 2000: 129ff). Und besonders häufig kann man beobachten, dass jene, die sich in erster Line auf die Typisierung oder Beschreibung von Verteilungsdynamiken und deren Effekte konzentrieren, durchaus bemerken können, dass sie Erklärungen solcher Erscheinungen nur dann anbieten können, wenn sie sich auch dafür interessieren, wie sich Akteure angesichts unterschiedlicher Bedingungen oder heterogener Strukturkontexte entscheiden, d.h. Systemtheoretiker müssen das Luhmann-Dogma, die Prozess- und Systemanalyse dürfe und müsse den Akteur ‚ausblenden‘, keineswegs teilen (vgl. Buckley 1967; Miebach 2009). Und ähnlich gelagert wissen zumal Vertreter von Forschungsprogrammen, die die Verfertigung von eigenständigen und informationsreichen „analytic narratives“ politischer Systeme favorisieren, nur zu gut, dass man die Problematik beliebiger Interaktionssituationen und Interdependenzverhältnisse ohne Hilfe einer informativen Handlungstheorie gar nicht zu Gesicht bekommt (vgl. Bates u.a. 1998).

Ich halte es aufgrund solcher Beobachtungen für wahrscheinlich, dass ganz unterschiedliche Theorielager genau besehen dadurch entstehen (oder entstanden sind), dass sich deren Anhänger (aus jederzeit verteidigungsfähigen Gründen im Übrigen) auf unterschiedliche Teile eines *übergreifenden Arguments* konzentrieren, mit dessen Hilfe eine – wie Lindenberg sagt (vgl. Lindenberg 1977) – „vollständige Erklärung“ eines fragwürdigen Gegenstandsbereichs erstrebt werden kann. Die bereits zugestandene Mehrstufigkeit von Erklärungen reflektiert diesen Tatbestand sehr genau. Um zur ebenso kontinuierlichen wie stückweisen Entwicklung eines solchen Arguments beizutragen, wird es jederzeit legitim sein, wenn sich eine Theoretikerin oder ein Theoretiker darauf *beschränkt*, die situationsrelevanten Bedingungen eines einzelnen Handelnden oder nur weniger Akteure (exakt und detailverliebt) zu analysieren, auch ohne die Genese der Handlungssituation und der in ihr ablaufenden Prozesse zu erforschen; wenig dagegen spricht, wenn sich Systemtheoretiker mit dem Ablauf und der äußeren Form (wie Simmel gesagt hätte) von Systemprozessen befassen möchten, ohne im Einzelnen zu wissen, wie sich diese Prozessformen aus den Einzelhandlungen der Akteure ergeben, und es kann genau besehen keinen Einwand nach sich ziehen, wenn sich eine Forscherin oder ein Forscher um die Aggregation von Kollektiveffekten des interaktiven oder systemgesteuerten Handelns einer Vielzahl von Akteuren bemühen möchte, ohne etwa die Details der Institutionen (oder Handlungssysteme und -mechanismen) oder der Handlungsmotivationen und -deutungen zu kennen, die diese Effekte zu produzieren helfen. Eine solche arbeitsteilige Bearbeitung ausgewählter Aspekte eines mehrschichtigen Sachzusammenhangs sollte nur niemanden, der an derartigen Ausschnittbetrachtungen interessiert ist, glauben machen, er habe gleichwohl „das Ganze“ im Blick, und was ihn aktuellerweise nicht beschäftige, sei der näheren Beachtung nicht wert. Spätestens dann, wenn die Erklärung der internen Variabilitäten des herausgeschnitten Problemaspekts ansteht oder wenn sich im Rahmen der Überprüfung entsprechender Annahmen unhaltbare Prognosen über die Bedingungen seines Funktionierens nicht länger übersehen lassen, muss sich ein Blick über den parametrischen Gartenzaun des eigenen Modells lohnen.

In Folge einer solchen Sicht der soziologischen Forschungsanlage und angesichts der naheliegenden Folgerung, dass deren arbeitsteilige Organisation offensichtlichen ebenso erforderlich wie zulässig sein muss, würde ich gelegentlich gerne in Frage gestellt sehen, ob es *tatsächlich* richtig ist, dass die Soziologie durch eine unkontrollierte Vielfalt „überwiegend unvereinbarer Theorieansätze“ (Braun 2008: 392) zu kennzeichnen ist, die sich weder ersetzen noch ergänzen können. Es würde die Aufnahme einer erfolgversprechenden Grundsatzdebatte über die Aufgaben der Theoriebildung in der Soziologie (und in anderen Sozialwissenschaften) sicher erleichtern, wenn die Beschreibung des zu bearbeitenden Problems darauf verzichten könnte, die eventuellen Teilnehmer an einer solchen Diskussion mit der The-

se zu konfrontieren, sie seien – aus ihrer Sicht – gar nicht dazu in der Lage, einen bedeutungswürdigen Beitrag zur Problemlösung zu leisten. Auf der anderen Seite kann ich mich natürlich auch nicht des Eindrucks erwehren, dass die Multiparadigmatik des Fachs oftmals nur vorgeschoben wird, um sich einen eigenen Schrebergarten von Themen und Methoden zu beschaffen, den man von kritischen Blicken und Fremdinterventionen ungestört und nach paradigma-intern ausgehandeltem Belieben bearbeiten kann. Dass diese Sachlage grenzüberschreitende Verständigungsversuche erschwert, liegt nahe, muss aber nicht das Ende aller Einigungsversuche bedeuten.

So stellt sich am Ende natürlich die Frage, wer die Kosten auf sich nehmen sollte, die Hoffnungen zu nähren, zu begründen und zu verbreiten, dass sich eine ernsthafte, die Lager überbrückende Unterhaltung über die Theoriezukunft der Soziologie lohnen kann, und dass hinter einem entsprechenden Vorschlag nicht die finstere Absicht einer feindlichen Übernahme steckt. Denn in der Tat müsste man sich, um eine fruchtbringende Theoriendebatte in Gang zu setzen, um Annäherungen zwischen den unterschiedlichen ‚Stämmen‘ und ‚Theorieclans‘ bemühen, müsste man deren Speziesemantiken beherrschen (also Fremdsprachen lernen), die jeweiligen Wissenschaftstheorien nacharbeiten und sich um gemeinsame Theoriebeurteilungsstandards bemühen. Darüber hinaus wird ein Gespräch zwischen Tür und Angel nicht ausreichen, um die erforderlichen Klarheiten darüber zu schaffen, wo jenseits aller Unverträglichkeiten, die niemand leugnen muss, die Gemeinsamkeiten liegen, wo Parallelitäten und am Ende Gleichartigkeiten zu erwarten sind; man wird entsprechend dauerhafte und auch belastbare Kontaktnetzwerke aufbauen und pflegen müssen, wobei man sich nicht davon entmutigen lassen darf, dass es in allen Theorielagern erklärte Lokalisten oder Partikularisten gibt, die sich lieber am eigenen Lagerfeuer mit Ihresgleichen zusammentun, um die Chance zu erörtern, irgendwoher Gelder für den Neuanstrich des eigenen Totempfahls einzuwerben, als einem dahergelaufenen ‚Fremdling‘ zuzuhören, der ebenso vage wie überspannte Thesen über die ertragreiche gemeinsame Zukunft einer theorieintegrierten Soziologie in Umlauf zu bringen versucht. Und man wird sich überdies darauf gefasst machen müssen, dass sich angesichts durchaus berechtigter Einwände aus dem gegnerischen Lager die Einsicht nicht vermeiden lassen wird, dass nicht alles Gold ist, was so hell im eigenen Theoriebaukasten zu glänzen scheint. Ignoriert man solche Einwände und Revisionsvorschläge auf Dauer, so sind Gesprächsabbrüche vorprogrammiert und das damit provozierte ‚Weiterbasteln‘ am eigenen Modell führt zur Aufrechterhaltung genau jenes Zustands wechselseitiger Sprachlosigkeit, der ursprünglich Anlass zu Klage war. In jedem Fall gleicht Theoriepolitik dieser Art wie jede andere Form der Politik dem „Bohren harter Bretter“ (um Max Weber erneut zu zitieren).

Um diesen Zustand der fortgesetzten Erstarrung zu verhindern, sollten die Vertreter einer erklärenden Soziologie vielleicht damit beginnen, sich erkundigen, was die Vertreter anderer Lager (genau besehen) eigentlich treiben, und sie sollten bereit sein, sich überraschen zu lassen. In jedem Fall scheint mir angesichts der von Braun identifizierten Umstände festzustehen, dass sie die Initiative zur Kontaktaufnahme ergreifen müssen, da sich ihre Gegner offenkundig nicht genötigt fühlen, den vordergründig ganz unerwünschten Heilsversprechungen einer theorieintegrierenden und in ihren Augen „naturalistischen Forschungspraxis“ nachzugeben. Meiner eigenen Erfahrung nach, die ich im Überschreiten der Grenze zwischen Soziologie und Ökonomik habe machen können, braucht es dazu natürlich Mut, denn es besteht nicht nur die Chance, dass einem die Hüter und Sprecher der anderen Paradigmata nicht zuhören, sondern es kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass die derzeitige Binnengruppe das Aufbrechen zu einer Erkundungsfahrt bei fremden Völkern als Illoyalität oder gar als Abtrünnigkeit und Verrat bewertet.

Fest steht leider auch, dass der *bislang* institutionalisierte Versuch, einen fachweiten inter-theoretischen Dialog in Gang zu bringen und in Gang zu halten, wie er im Rahmen der seit 1975 bestehenden Arbeitsgruppe zum ‚Theorienvergleich‘ (vgl. Hondrich / Matthes 1978) und der späteren ‚Sektion für soziologische Theorien‘ (in der DGS) vorangetrieben wurde, keinen wirklich vollen Erfolg für sich verbuchen konnte, denn niemand muss zu entsprechenden Veranstaltungen kommen und das Leben ist eh zu kurz, um alles kennenzulernen, wobei zusätzlich in Rechnung zu stellen ist, dass zahlreiche empirisch arbeitende Kolleginnen und Kollegen nur schwer davon zu überzeugen sind, dass sich die Klärung – aus ihrer Sicht – abgehobener theoretischer Grundlagenfragen lohnen kann. Auch darf ich daran erinnern, dass es die Vertreter der erklärenden Soziologie waren, die die Geduld für eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit alternativen Theorieangeboten als erste verloren und sich selbstständig gemacht hatten, worauf die Kulturosoziologie mit der Gründung einer eigenen Sektion geantwortet und der Theoriesektion den ‚schäbigen Rest‘ überantwortet hatte. Infolge dieser bewusst inszenierten Schismen, deren Verlauf und Wirkungen offensichtlich verdrängt werden oder doch wenigstens in Vergessenheit geraten sind, sprechen natürlich mittlerweile die Begutachtungserfordernisse von Berufungsverfahren in vielen Fällen gegen die Dokumentation eines zu stark ausgeprägten Interesses an den Theoriefrüchten in Nachbars Garten.

So weiß ich angesichts dieser Vorkommnisse nicht, ob es sich für die FachvertreterInnen, die daran interessiert sind, dass alle FachgenossInnen eine „Theoriekonzeption übernehmen, die in der quantitativ orientierten, empirischen Sozialforschung verbreitet ist“ (Braun 2008: 373), auszahlt, Anstrengungen in einen (erneuten) Verständigungsprozess zu investieren, zumal ich mir gut vorstellen vermag, dass sich die Empirische Sozialforschung unter Rückgriff auf ihre eigene Tradition als einer Deskriptiven Sozialstatistik von der soziologischen Theorie verabschiedet, um ihren (in Mannheim und Köln gepflegten) Methodenidealen nachzugehen, dass die zunehmend zahlreicher werdenden Verfechter einer nicht-realistischen Soziologie sich zu einem losen Verband post-post-strukturalistischer Kon- und DestruktivistInnen vereinigen, die die kontingenten Lebenspraktiken und Selbstthematizierungsversuche ihrer Gesellschaft beschreiben und sich ab und zu, auch angeregt durch mediale Debatten, die sie vielleicht sogar selbst mit inszenieren, um die Frage kümmern, was das alles zu bedeuten hat und wohin es führen soll, während das letzte aufrechte Fähnlein erklärender Soziologen ein Refugium in der Nebenkammer eines ökonomischen Departements findet, um dort – wie es aus der hämischen Sicht ihrer Gegner scheinen will – zur Unterstützung des ‚ökonomischen Imperialismus‘ beizutragen und auf diese Weise den eigenen Untergang zu beschleunigen.

Aber ich will kein Menetekel an die Wand malen, weil ich nur zu gerne glauben würde, dass die soziologische Theoriegemeinschaft Norman Brauns Wortmeldung als eine Aufforderung dafür verstehen könnte, in einen zwischentheoretischen Dialog einzutreten. Auch wenn es schwer fällt, den Argwohn zu überlesen, den Norman Braun seinen Adressaten entgegenbringt, könnte eine nachsichtige Lektüre seines Textes am Ende vielleicht doch zu der Einsicht führen, dass es an der Zeit sein könnte, sich – wie 1974 – zusammzusetzen und über die Möglichkeiten (und Erforderlichkeiten) eines disziplinintegrierenden Theorienprofils nachzudenken. Welche Chancen eine solche Vollversammlung interessierter Theoretiker und Theoretikerinnen hat, kann ich allerdings nicht sagen. Auf der einen Seite ist es zur Bestimmung der Erfolgsaussichten eines Verständigungsversuchs sicher wichtig zu wissen, dass es entsprechende Veröffentlichungen und Tagungen bereits gibt; auf der anderen Seite aber ist nicht zu übersehen, dass es nicht gelingen will, alle (zumal auch finanziellen) Voraussetzungen bereitzustellen, um einen inter-theoretischen Dialog dauerhaft zu institutionalisieren. Auch hat sich im Vorfeld solcher Bemühungen gezeigt, dass die Bereitschaft jener, die Norman Braun zu einem Wechsel ihrer Wissenschaftsauffassung drängt, bei Weitem zu gering ist, um vom Sinn und Ertrag einer solchen Debatte überzeugt zu sein. Wenn die vorhaltsreichen Bemerkungen, mit denen der Vorsitzende der DGS anlässlich seiner Rede zur

Eröffnung des letzten Soziologenkongresses in Jena die Tragweite und Erfolgsaussichten des rationalistischen Forschungsvorhabens kommentiert hat, repräsentativ sein sollten, so darf man befürchten, dass das auf absehbare Zeit so bleiben wird.

Literatur

- Albert, Hans (2000): Methodologischer Revisionismus und diskursive Rationalität. Bemerkungen zur Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 25, S. 2-28.
- Alexander, Jeffrey C. (1988): *Action and Its Environments. Toward a New Synthesis*, New York.
- Bates, Robert H. / Avner Greif / Margret Levi / Jean-Laurent Rosenthal / Barry R. Weingast (1998): *Analytic Narratives*, Princeton.
- Braun, Norman (2008): Theorie in der Soziologie, in: *Soziale Welt* 59, S. 371-395.
- Brocke, Bernhard vom (Hrsg.) (1987): *Sombarts ‚Moderner Kapitalismus‘. Materialien zur Kritik und Rezeption*, München.
- Buckley, Walter (1967): *Sociology and Modern Systems Theory*, Englewood Cliffs, N.J.
- Calhoun, Craig (1995): *Critical Social Theory*, Malden, Mass. – Oxford.
- Cartwright, Nancy (1999): *The Dappled World. A Study of the Boundaries of Science*, Cambridge.
- Coleman, James S. (1982): *The Asymmetric Society*, Syracuse, N.Y.
- Collins, Randall (2004): *Interaction Ritual Chains*, Princeton – Oxford.
- Denzin, K. Norman (1992): *Symbolic Interactionism and Cultural Studies. The Politics of Interpretation*, Oxford, UK – Cambridge, USA.
- Elster, Jon (2007): *Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences*, Cambridge.
- Esser, Hartmut (1996): What is Wrong with „Variable Sociology“?, in: *European Sociological Review* 12, S. 159-166.
- Esser, Hartmut (2004): *Soziologische Anstöße*, New York – Frankfurt.
- Friedrichs, Jürgen / M. Rainer Lepsius / Karl Ulrich Mayer (1998): Diagnose und Prognose in der Soziologie, in: Jürgen Friedrichs / M. Rainer Lepsius / Karl Ulrich Mayer (Hrsg.), *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*, Sonderband 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, S. 9-31.
- Geertz, Clifford (1978): *The Bazaar Economy. Information and Search in Peasant Marketing*, Supplement to the *American Economic Review* 68, S. 28-32.
- Giesen, Bernhard (2006): *Performing the Sacred: A Durkheimian Perspective on the Performative Turn in Social Science*, in: Jeffrey C. Alexander / Bernhard Giesen / Jason C. Mast (Hrsg.), *Social Performance. Symbolic Action, Cultural Pragmatics and Ritual*, Cambridge, S. 325-367.
- Greve, Jens / Annette Schnabel / Rainer Schützeichel (Hrsg.) (2009): *Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden.
- Hedström, Peter (2005): *Dissecting the Social. On the Principles of Analytical Sociology*, Cambridge.
- Hondrich, Karl Otto / Joachim Matthes (Hrsg.) (1978): *Theorievergleich in den Sozialwissenschaften*, Darmstadt – Neuwied.
- Kiser, Edgar Vance (1987): *Kings and Classes: Crown Autonomy, State Policies, and Economic Development in Western European Absolutisms*, Dissertation an der University of Arizona (UMI, Ann Arbor, Michigan).
- Kukla, André (2000): *Social Constructivism and the Philosophy of Science*, London – New York.

- Lindenberg, Siegwart (1977): Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation, in: Klaus Eichner / Werner Habermehl (Hrsg.), Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens, Meisenheim, S. 46-84.
- Lindenberg, Siegwart (1992): The Method of Decreasing Abstraction, in: James S. Coleman / Thomas J. Fararo (Hrsg.), Rational Choice Theory. Advocacy and Critique, Key Issues in Sociological Theory 7, Newbury Park – London – New Delhi, S. 3-20.
- Little, Daniel (1991): Varieties of Social Explanation. An Introduction to the Philosophy of Social Science, Boulder, COL.
- Luhmann, Niklas (1981): Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen.
- McAdam, Doug / Sidney Tarrow / Charles Tilly (2008): Methods for Measuring Mechanisms of Contention, in: Qualitative Sociology 31, S. 307-331.
- Manicas, Peter T. (2006): A Realist Philosophy of Social Science. Explanation and Understanding, Cambridge.
- Mayntz, Renate (1997): Soziale Dynamik und politische Steuerung. Theoretische und methodologische Überlegungen, Frankfurt – New York.
- Mayntz, Renate (2004): Mechanisms in the Analysis of Micro-Macro-Phenomena, in: Philosophy of the Social Sciences 34, S. 237-259.
- Mayntz, Renate (2009): Sozialwissenschaftliches Erklären. Probleme der Theoriebildung und Methodologie, Frankfurt – New York.
- Miebach, Bernhard (2009): Prozesstheorie. Analyse, Organisation und System, Wiesbaden.
- Moebius, Stephan (2009): Kultur, Bielefeld.
- Pearl, Judea (2000): Causality. Models, Reasoning, and Inference, Cambridge.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist.
- Salmon, Wesley C. (1989): Four Decades of Scientific Explanation, in: Philip Kitcher / Wesley C. Salmon (Hrsg.), Minnesota Studies in the Philosophy of Science Vol. XIII. Scientific Explanation, Minneapolis, S. 3-219.
- Schimank, Uwe (2005): Differenzierung und Integration der modernen Gesellschaft. Beiträge zur akteur-zentrierten Differenzierungstheorie 1, Wiesbaden.
- Schimank, Uwe (2005 a): Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne, Wiesbaden.
- Schmid, Michael (2006): Die Logik mechanistischer Erklärungen, Wiesbaden.
- Schmid, Michael (2009), Theorien, Modelle und Erklärungen. Einige Grundprobleme des soziologischen Theorievergleichs, in: Gerhard Preyer (Hrsg.), Neuer Mensch und kollektive Identität in der Kommunikationsgesellschaft, Wiesbaden, S. 323-359.
- Schuessler, Alexander A. (2000): A Logic of Expressive Choice, Princeton – London.
- Stinchcombe, Arthur L. (1968): Constructing Social Theories, New York et al.
- Stinchcombe, Arthur L. (1993): The Conditions of Fruitfulness of Theorizing about Mechanisms in Social Science, in: Aagaard Sørensen / Seymour Spilerman (Hrsg.), Social Theory and Social Policy. Essays in Honor of James S. Coleman, Westport, Conn. – London, S. 23-41.
- Vanberg, Viktor (1992): Rational Choice, Rule-Following and Institutions. An Evolutionary Perspective, in: Uskali Mäki / Bo Gustafsson / Christian Knudsen (Hrsg.), Rationality, Institutions and Economic Methodology, London – New York, S. 171-200.
- Weber, Max (1978): Die Protestantische Ethik II. Kritiken und Antikritiken, hrsg. von Johannes Winkelmann, Gütersloh.

Wehrich, Margit / Wolfgang Dunkel (2003): Abstimmungsprobleme in Dienstleistungsbeziehungen. Ein handlungstheoretischer Zugang, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 55, S. 758-781.

Woodward, James (2003): Making Things Happening. A Theory of Causal Explanation, Oxford.

Prof. Dr. Dr. (i.R.) Michael Schmid
Universität der Bundeswehr München
Institut für Soziologie und Gesellschaftspolitik
Werner-Heisenberg-Weg 39
85577 Neubiberg
michael.schmid@unibw-muenchen.de